

Das Buch

Der Abenteurer Mac schlägt sich mit Bootstouren für Touristen durch und genießt die Sonne Floridas. Als ihn die attraktive, geheimnisvolle Sara Ortega für eine Tour nach Kuba anheuert, beginnt für Mac der heißeste Trip seines Lebens. Einst hat Saras Großvater unter Castro 60 Millionen Dollar zur Seite geschafft – dieses Geld will Sara jetzt finden. Im Chaos eines Landes, das sich im Umbruch befindet, wird die Jagd nach dem Geld zu einem Himmelfahrtskommando ...

Der Autor

Nelson DeMille, Jahrgang 1943, studierte Geschichte und Politologie, ehe er 1966 nach Vietnam eingezogen wurde. Seit 1974 schreibt er Romane. Heute gehört er zu den erfolgreichsten Thrillerautoren Amerikas. Seine Werke stehen regelmäßig auf den vordersten Plätzen der internationalen Bestsellerlisten. DeMille lebt auf Long Island in New York.

NELSON DEMILLE

DER **KUBA**
DEAL

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Kristof Kurz*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE CUBAN AFFAIR
erschien erstmals 2017 bei Simon & Schuster, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2020
Copyright © 2017 by Nelson DeMille
Copyright © 2020 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: designmicon/Anke Koopmann, München,
unter Verwendung von Motiven von © shutterstock
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-42312-1

www.heyne.de

*In Gedenken an Bob Dillingham –
meinen gutherzigen Schwiegervater.
Und an Pat Dillingham –
meine weltoffene Schwägerin.*

ERSTER TEIL

1

Ich stand im Green Parrot an der Theke und wartete auf einen gewissen Carlos aus Miami, der mich vor ein paar Tagen auf dem Handy angerufen und mir eine Charter in Aussicht gestellt hatte.

Seinen Nachnamen hatte mir Carlos nicht nennen wollen, sich aber als Kubanoamerikaner zu erkennen gegeben. Warum das so wichtig war, wusste ich nicht. Ich hatte ihm im Gegenzug verraten, dass ich schottische, irische und englische Wurzeln hatte – für den Fall, dass ihn das interessierte.

Ich heiße Daniel Graham MacCormick oder einfach nur Mac, bin fünfunddreißig Jahre alt, groß und sonnengebräunt – und auf raue Art attraktiv, wenn man den schwulen Stammgästen des Green Parrot Glauben schenken darf. Mir soll's recht sein. Ich wohne auf Key West und bin Eigentümer und Kapitän eines Zwölf-Meter-Hochseefischereiboots namens *Maine* – benannt nach dem Bundesstaat, aus dem ich stamme, nicht nach dem amerikanischen Schlachtschiff, das im Hafen von Havanna explodiert ist. Auch wenn manche Leute das glauben.

Normalerweise heuert man mich telefonisch an. Die meisten Kunden kontaktieren mich, weil sie schon einmal mit mir rausgefahren sind, weil ich ihnen empfohlen wurde oder weil sie meine Website besucht haben. Man muss nur fünfzehn Minuten vor Abfahrt am Pier sein, und schon kann's losgehen mit der Jagd auf Marlin, Segelfisch, Thunfisch, Haie und so weiter. Hin und wieder schip-pere ich auch ein paar Angler zu einem Turnier oder ein verliebtes

Pärchen in den Sonnenuntergang. Was der Kunde eben wünscht. Solange es legal ist.

Dieser Carlos allerdings wollte mich vorher erst mal persönlich sprechen, und dafür nahm er die lange Fahrt von Miami bis hierher auf sich. Er tat sehr geheimnisvoll. Als würde es gar nicht ums Angeln gehen.

»Noch eins?«, fragte Amber, die hinter der Theke stand.

»Ja, aber ohne Limone, bitte.«

Amber öffnete das nächste Corona und schob einen Limonenschnitt in den Flaschenhals. »Die geht aufs Haus.«

Amber ist sehr hübsch, aber die Arbeit hinter dem Tresen lässt sie allmählich verbittern. Wie so ziemlich jeder Bewohner der Conch Republic, wie sich unsere paar kleinen Inseln stolz nennen, kommt Amber ursprünglich von woanders und hat eine bewegte Vergangenheit.

Ich bin ebenfalls nicht von hier – sondern, wie bereits erwähnt, aus Maine. Genauer gesagt aus Portland, das durch den U.S. Highway 1 beziehungsweise eine Fahrt die Küste runter direkt mit Key West verbunden ist. Trotzdem ist Portland so weit von hier entfernt wie Pluto von der Sonne. Übrigens war ich fünf Jahre lang Offizier der amerikanischen Streitkräfte, wurde in Afghanistan schwer verwundet und bin schließlich hier gelandet. Das jedenfalls ist die Kurzversion einer langen Geschichte, und keiner auf Key West will lange Geschichten hören.

Es war etwa fünf Uhr nachmittags. Plus/minus eine Stunde. Die Einwohner der Conch Republic haben es nicht so mit Uhren. Deshalb sind sie auch hier. Wir leben nach dem Rhythmus der Sonne. Außerdem haben wir offiziell unsere Unabhängigkeit von den Vereinigten Staaten erklärt, wir sind also allesamt Auswanderer. Ich besitze sogar den regenbogenfarbenen Pass der Conch Republic, ausgestellt vom selbst ernannten Generalsekretär der Republik, einem Typen namens Larry, der ein kleines Büro drüben in der Angela

Street hat. Der Pass war ein nicht ganz ernst gemeintes Geschenk meines Bootsmanns Jack Colby. Jack ist Armeeveteran, genau wie ich. Sein Einsatz in Vietnam hat ihn etwas wunderlich werden lassen, doch da er inzwischen ein alter Mann ist, halten ihn die Leute einfach nur für mürrisch und kauzig, aber nicht für richtig durchgeknallt. Auf seinem Lieblings-T-Shirt steht: »Nicht Waffen töten Menschen, *ich* töte Menschen.« Gut, vielleicht ist er doch durchgeknallt.

Ich hatte also keine Ahnung, wie spät es war, aber den Monat wusste ich ganz genau: Oktober. Das Ende der Hurrikansaison. Bald brummte das Geschäft wieder.

Amber trug ein Tanktop, trank schwarzen Kaffee und beobachtete die Kundschaft. Die Stammgäste des Green Parrot sind ein bunt zusammengewürfelter, exzentrischer und größtenteils barfußiger Haufen. Pat, der Besitzer, ist ebenfalls nicht ganz dicht. Er erzählt den Touristen mit Vorliebe, dass der Fallschirm, der von der Decke hängt, mit Termitenscheiße beschwert ist.

»Wie läuft das Geschäft?«, fragte Amber.

»Der Sommer war ganz okay und der September furchtbar. Aber allmählich geht's aufwärts.«

»Du hattest mich für September zu einem Ausflug eingeladen.«

»Auf dem Boot gab's eine Menge zu reparieren.«

»Ich dachte, du wolltest nach Maine fahren?«

»Das dachte ich auch.«

»Wenn du losfährst, sag mir Bescheid.«

»Da brauchst du aber einen warmen Pullover.«

Ein Gast bestellte die nächste Runde, und Amber machte sich an die Arbeit.

Amber und ich haben zwar nicht miteinander geschlafen, aber wir sind mal nackt vor Fort Zachary Taylor schwimmen gegangen. Sie hat eine Schmetterlingstätowierung auf dem Hintern. Und prächtige Titten.

Allmählich füllte sich die Kneipe. Ich grüßte mehrere Bekannte – Knallköpfe, Paradiesvögel, lebenswerte Spinner und Hemingway-Doppelgänger. Der hat übrigens auch mal hier gewohnt, für zehn Dollar kann man sich sein Haus ansehen. Meins ist gratis für jeden zu besichtigen, der einen Sixpack mitbringt. Der Leitspruch von Key West lautet: »Die Menschheit ist eine Familie«. Nun ja, wer sich den ausgedacht hat, kannte meine Familie nicht und hat auch nicht die Familienmitglieder aus Afghanistan kennengelernt. Oder die aus Vietnam, mit denen Jack Bekanntschaft gemacht hat. Denn sonst würde er sich hier, wie Jack und ich, auf einem Meer der alkohol-induzierten Amnesie treiben lassen. Ich bin seit vier Jahren auf Key West. Nach fünf vergisst man, warum man überhaupt hier ist. Und dann will man auch nicht mehr dorthin zurück, wo man herkam.

Keine Sorge, es könnte schlimmer kommen. Key West ist das Paradies. Besser als zwei Einsätze in Imarschistan oder sich den Hintern in Maine abzufrieren. Und definitiv besser als die Wall Street Nr. 23, wo ich nach meinem Abschluss vom Bowdoin College ein Jahr lang gearbeitet habe. Wäre ich bei Hamlin Equities geblieben, wäre ich schon längst vor Langeweile gestorben.

Stattdessen bin ich heute ein ehemaliger Captain der Infanterie mit einem Versehrtengrad von fünfzig Prozent und Kapitän der *Maine*, die mit einer Hypothek von einer Viertelmillion Dollar belastet ist. Der Versehrtengrad ist nur für die Höhe meiner Rente wichtig; körperliche Beschwerden habe ich ausschließlich beim Hausputz. Die Hypothek dagegen geht mir zu hundert Prozent auf den Sack.

Nur draußen auf See bin ich frei. Besonders nachts. Dann bin ich der Kapitän meines Schicksals.

Weshalb ich mich auch bereit erklärt habe, Carlos den Kubaner zu treffen, obwohl er sich nicht die Bohne fürs Angeln interessierte. So viel war mir nach unserem kurzen Telefonat klar. Und ich wäre nicht der erste Kapitän, der sich mit diesen Typen einlässt.

Jedenfalls würde ich mir sein Angebot erst anhören und dann eine kluge Entscheidung treffen. Genauso klug wie damals, als ich die Wall Street verließ und zur Army ging, um Abenteuer zu erleben. Das hat ja auch prima geklappt, nicht wahr, Mac?

Nur weil man Kapitän seines Schicksals ist, heißt das noch lange nicht, dass man immer die richtigen Entscheidungen trifft.

2

Ein gut gekleideter Mann trat durch die Doppeltür. Ich wusste sofort, dass es Carlos war. Er sah blendend aus, hatte volles, perfekt frisierendes braunes Haar und blasse Haut, trug eine ordentlich gebügelte beige Leinenhose, Gucci-Slipper und ein teuer aussehendes Polohemd in derselben Farbe wie der Limonenschnitt in meinem Bier. Ich stellte mir vor, wie Carlos heute Morgen in seiner klimatisierten, begehbaren Garderobe gestanden und sich gefragt hatte, was man in Key West trug, um nicht aufzufallen. Er hatte sich zwar völlig verschätzt, doch hier im Green Parrot gab man nicht viel auf Äußerlichkeiten. Die schwulen Stammgäste zeigten sogar verhaltenes Interesse an ihm.

Ich hatte mich ebenfalls für das Treffen in Schale geworfen. Zu einer sauberen Jeans trug ich Segelschuhe statt Flipflops und ein Designer-T-Shirt mit der Aufschrift »Designer-T-Shirt«.

Carlos sah mich am Tresen stehen, kam auf mich zu und streckte die Hand aus. »Carlos.«

»Mac.« Ich schüttelte sie.

»Danke, dass Sie sich Zeit für mich nehmen.«

Wenn mir jemand für meine Zeit dankt, will er mir für gewöhnlich etwas verkaufen. Aber vielleicht war Carlos auch einfach nur höflich. Als Kubanoamerikaner der dritten Generation hatte er keinen Akzent mehr, und seine Herkunft war nur an der sorgfältigen Aussprache des Englischen und dem etwas ungewöhnlichen Satzbau zu erkennen. Außerdem bestand er wie die meisten seiner

Altersgenossen auf seinem spanischen Vornamen. Und ein Carl war er ja nicht. »Was wollen Sie trinken?«, fragte ich.

Er warf einen Blick auf mein Corona. »Dasselbe.«

Ich winkte Amber zu uns und bestellte zwei Coronas.

Amber musterte Carlos genau. Anscheinend gefiel ihr, was sie sah, doch davon nahm Carlos seinerseits keine Notiz. Er war zu sehr damit beschäftigt, sich umzusehen. Offenbar wusste er nicht so recht, was er vom Green Parrot halten sollte. Ich hätte mich mit Carlos auch auf dem Boot verabreden können, doch aus einer Ahnung heraus hatte ich einen öffentlichen Ort vorgezogen. Dass er damit kein Problem gehabt hatte, war schon mal ein Anfang. Außerdem konnte ich mich von ihm einladen lassen.

Amber reichte Carlos sein Corona mit einem Limonenschnitz und einem Lächeln, bevor sie mir meine Flasche über den Tresen hinweg zuschob.

Carlos und ich stießen an. »Cheers.«

Dabei bemerkte ich, dass er eine Rolex trug. »Waren Sie schon mal auf Key West?«, fragte ich.

»Nein.«

»Wie sind Sie hier?«

»Mit dem Auto.«

Der U.S. One, hier auch bekannt als Overseas Highway, verbindet die hundert Meilen lange Inselkette durch eine Brücke nach der anderen mit dem Festland und endet schließlich auf Key West, der letzten, nur neunzig Meilen von Kuba entfernten Insel des Archipels. Einige behaupten, der Highway One sei die schönste Straße Amerikas. Andere finden ihn überaus anstrengend und kommen das nächste Mal per Schiff, Flugzeug oder gar nicht mehr. Damit können die Einheimischen, die nicht auf die Touristen angewiesen sind, gut leben. Ich dagegen brauche die Kunden vom Festland. Kunden wie Carlos zum Beispiel, der vier Stunden gefahren ist, nur um mich zu treffen. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Ihr Boot für eine Fahrt nach Kuba chartern.«

Darauf entgegnete ich nichts.

»In ein paar Wochen findet von Havanna aus ein Angelturnier statt.«

»Weiß das auch die kubanische Marine?«

Er lächelte. »Die Veranstaltung ist selbstverständlich genehmigt. Das Pescando Por la Paz«, sagte er. »Die diplomatischen Beziehungen normalisieren sich allmählich. Das kubanische Tauwetter.«

»Ach ja, richtig.« Ich hatte von diesem neuen Angelwettbewerb mit dem zweideutigen Namen – Pescando Por la Paz, das Friedensfischen – gehört, war aber noch nie dabei gewesen. In den Neunzigern, vor meiner Zeit, hatte es regelmäßig Angelturniere und Segelregatten zwischen den Vereinigten Staaten und Kuba gegeben, darunter auch das seit siebzig Jahren stattfindende Hemingway Tournament. Bis George der Zweite allem ein Ende bereitet hatte. Jetzt sah es wieder nach Tauwetter aus. Kubanischem Tauwetter. Die Handelskammer von Key West hatte sich sogar einen neuen Slogan ausgedacht: »Zwei Länder, ein Urlaub.« Griffig, aber bis dato noch Zukunftsmusik.

»Wie sieht's aus? Interessiert?«, fragte Carlos.

Ich nahm einen Schluck Bier. Vielleicht war das alles ja tatsächlich legal, und Carlos wollte die *Maine* nicht im Hafen von Havanna in die Luft sprengen oder Dissidenten außer Landes schmuggeln.

Selbstverständlich hatte ich zunächst ein paar Fragen – zum Beispiel, wer Carlos überhaupt war. Aber Fragen bedeuten, dass man interessiert ist. Und dann ist es nur eine Frage der Bezahlung. »Ich nehme zwölfhundert für einen Acht-Stunden-Tag. Bei Angelturnieren kann es etwas teurer werden.«

Carlos nickte. »Die Veranstaltung dauert zehn Tage. Wir fahren am Samstag, den vierundzwanzigsten, und kommen am Montag, den zweiten November, zurück. Dem Tag der Toten.«

»Wie bitte?«

»Bei uns in den Staaten heißt es Allerseelen.«

»Richtig. Das klingt weniger bedrohlich.« Die meisten Angelturniere dauerten vier bis sechs Tage. »Zuerst gehen alle Teilnehmer als Zeichen des guten Willens eine Nacht lang in Havanna vor Anker. Dann geht es weiter zum eigentlichen Angelturnier vor Cayo Guillermo, das ist etwa eine Tagesreise östlich von Havanna. Waren Sie schon einmal dort?«

»Nein.«

»Einer der Lieblingsangelplätze von Ernesto.« Er grinste. »Hemingway, nicht Guevara.«

Wahrscheinlich ein alter kubanischer Witz.

»Sein berühmtes Buch *Inseln im Strom* spielt dort. Haben Sie das gelesen?«

»Ja.«

»Dann kennen Sie auch Cayo Guillermo. Einer der besten Fischgründe der Welt zum pelagischen Angeln.«

Dass er Worte wie »pelagisch« in den Mund nahm, beeindruckte mich schwer. Ich beschloss, etwas mehr zu verlangen.

»Es geht auf Segelfische, Schwertfische und Marline«, fuhr er fort. »Kann ich mit Ihnen rechnen?«

»Vielleicht. Das ist eine Menge Diesel. Dreitausend pro Tag?«

Er rechnete nach. Wenn er keine Niete in Mathe war, würde er auf einen Betrag von dreißigtausend kommen. Ich konnte das Geld gut brauchen. »Auf der *Maine* können vier Mann oder fünf gute Freunde bequem schlafen«, verkündete ich, obwohl mir Verkaufsgespräche zuwider waren. »Mein Bootsmann und ich sind sogar bereit, auf unsere Koje zu verzichten. Im Preis sind Leihangeln und Zubehör, Treibstoff, Köder und so weiter enthalten. Ich habe keine Tiefkühlmöglichkeit für so große Fische an Bord, aber ich nehme an, dass Sie Ihre Beute sowieso wieder zurücksetzen werden. Sie stellen den Proviant, außerdem will ich vorher Ihren Angelschein und Ihre Einreiseerlaubnis für Kuba sehen. Da in Florida keine Mehrwertsteuer

auf Angelausflüge erhoben wird, sind dreißigtausend der endgültige Preis, zuzüglich eines Trinkgelds für den Bootsmann in Höhe von, sagen wir, zehn Prozent. Ich selbst nehme kein Trinkgeld. Außerdem muss ich alle anderen Buchungen absagen.«

»Auf Ihrer Website ist für diesen Zeitraum nur eine Buchung eingetragen.«

»Wirklich? Das muss ich dringend aktualisieren. Wie dem auch sei, das ist der Preis.«

»Sie sind ein zäher Verhandlungspartner, Mr. MacCormick.«

»Käpt'n MacCormick.«

»Käpt'n.« Er sah sich um. »Setzen wir uns.«

»Warum?«

»Ich möchte Sie noch mit einigen Einzelheiten vertraut machen.«

Das hatte ich befürchtet. »Passen Sie auf, Carlos ... Sie können mein Boot für Angeltrips, Ausflüge, von mir aus auch für eine Party chartern. Mit einem Angelturnier bin ich einverstanden, selbst wenn es nach Kuba geht. Aber das war's. Kapiert?«

Carlos antwortete nicht. Sein Schweigen sprach Bände.

»Aber danke für Ihr Interesse.« Ich bat Amber, meine Getränke auf Carlos' Rechnung zu setzen, und wünschte ihm eine gute Heimreise.

»Zwei Millionen«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Sie haben mich verstanden.«

»Warte mit der Rechnung«, sagte ich zu Amber. »Setzen wir uns doch, *amigo*«, sagte ich zu Carlos.

3

Wir trugen unsere Bierflaschen zu einem freien Tisch.

Niemand kann sich vorstellen, wie viele zwielichtige Geschäfte diese Kaschemme im Laufe der letzten einhundertfünfundzwanzig Jahre mitbekommen hat. Doch wäre der Green Parrot der Sprache mächtig gewesen und hätte man ihn um eine Geschichte gebeten, er hätte wohl nur »Erst will ich Kohle sehen«, gesagt.

»Zwei Millionen«, sagte ich.

»Korrekt.«

»Für ein Angelturnier.«

»Nein. Dafür gibt's dreißigtausend im Voraus, bezahlt mit einem gedeckten Scheck. Die zwei Millionen erhalten Sie in bar nach Erledigung eines Auftrags auf Kuba.«

»Klingt nach harter Arbeit«, sagte ich. »Mit wem mache ich denn hier Geschäfte?«

Carlos nahm eine Visitenkarte aus der Tasche und schob sie mir über den Tisch hinweg zu.

Ich sah sie mir an. Carlos Macia, Rechtsanwalt. Eine teure Adresse in South Beach. Allerdings schien er nicht für eine Kanzlei zu arbeiten.

»Ich bin in Miami stadtbekannt«, sagte er.

»Wofür?«

»Für meine enge Zusammenarbeit mit der kubanischen Opposition gegen Castro.«

Ich ließ die Karte auf dem Tisch liegen und sah mir Carlos Macia

genau an. So merkwürdig es auch klingen mag: Ich war froh, dass ich es mit einem Anwalt zu tun hatte. Viele dieser Anti-Castro-Typen waren hirnlose, schießwütige Cowboys, die eine Gefahr für sich und andere darstellten. »Wer hat mich empfohlen?«, fragte ich.

»Ein paar Amigos von mir.«

»Dann erklären Sie mir mal ganz genau, was Sie von mir wollen, Herr Anwalt.«

Er sah sich in der gut gefüllten Bar um. »Hier haben die Wände Ohren.«

»Hier haben die Wände höchstens Termiten, und niemand interessiert sich dafür, was wir miteinander besprechen. Mr. Macia, Sie haben mir zwei Millionen Dollar geboten. Die Tatsache, dass ich das Geld gut gebrauchen kann, wird Sie nicht besonders überraschen, aber ...«

»Sie könnten die Hypothek zurückzahlen, mit der die *Maine* belastet ist.«

»Ich werde dafür nichts Illegales tun.«

»Das würde ich auch niemals von Ihnen verlangen. Ich bin Anwalt.«

»Und Ihre Amigos? Sind das auch Anwälte?«

»Nein. Aber ich verspreche Ihnen, dass Sie ausschließlich kubanische Gesetze brechen werden. Können Sie damit leben?«

»Solange ich nicht dabei erwischt werde.«

»Tja, wenn Sie nicht erwischt werden, sind Sie um zwei Millionen Dollar reicher, ohne ein amerikanisches Gesetz gebrochen zu haben.« Er grinste. »Vorausgesetzt, Sie bezahlen brav Ihre Einkommensteuer dafür.«

Apropos Tod, Steuern und die Wahrscheinlichkeit, erwischt zu werden: »Wie gefährlich ist das Ganze?«, fragte ich Carlos.

»Das können Sie selbst entscheiden, sobald Sie die Fakten kennen.«

»Carlos, wie gefährlich ist es?«

»Kuba ist grundsätzlich gefährlich.«

»Sie erwarten doch nicht etwa von mir, dass ich mein Leben für mickrige zwei Millionen aufs Spiel setze? Vor Steuern?«

Er sah sich meine Unterarme an. Die Narben der Schrapnell- und Brandwunden zeichneten sich auf der gebräunten Haut ab. »In Afghanistan haben Sie für weitaus weniger Ihr Leben riskiert.«

»Das war im Auftrag der Regierung, da gab es exzellente Sozialleistungen.«

»Man hat Ihnen den Silver Star und zwei Purple Hearts verliehen. Gefahr scheint nicht gerade ein Fremdwort für Sie zu sein.«

Ich schwieg.

»Deshalb sind wir auf Sie gekommen.«

Auch dazu sagte ich nichts.

»Außerdem haben Sie ein gutes Boot.« Wieder grinste er. »Der Name gefällt mir. Die *Maine*. Ein Symbol für unsere gemeinsame Vergangenheit.«

»Sie ist nach meinem Heimatstaat benannt. Nicht nach dem Kriegsschiff.«

»Ach ja, Sie sind aus Portland. Sie haben keine Familie hier und tragen für niemanden außer sich selbst Verantwortung. Und als ehemaliger Offizier sind Sie durchaus vertrauenswürdig.«

»Ich trinke gelegentlich etwas zu viel.«

»Von mir aus, solange Sie dabei nicht zu viel reden. Sie haben keine Verbindungen zu der Anti-Castro-Bewegung, sind dem kommunistischen Regime aber auch nicht gerade freundlich gesinnt, richtig?«

»Unter uns, Carlos: Mir ist das alles scheißegal.«

»Das behaupten Sie, aber ich würde – und werde – eine beträchtliche Summe darauf verwetten, dass Sie nichts dagegen hätten, diese kommunistischen Drecksäcke loszuwerden.« Er grinste wieder. »Dann können Sie Ausflugsfahrten nach Havanna anbieten.«

»Das kann ich auch, wenn das Tauwetter weiter anhält.«

»Darauf können Sie lange warten. Und in der Zwischenzeit liegen zwei Millionen auf dem Tisch.«

Ich blickte auf den Tisch, sah aber nur seine Visitenkarte und einen Aschenbecher. Hier war Rauchen noch erlaubt. »Die dreißigtausend für das Angelturnier will ich mir jedenfalls nicht entgehen lassen.«

»Käpt'n, das Wettangeln interessiert mich eigentlich nicht. Wie Sie sich sicher denken können, ist das nur Tarnung. Tatsächlich werden noch nicht einmal Sie die *Maine* nach Kuba fahren, sondern Ihr Bootsmann. Ich stelle Ihnen ein weiteres Mannschaftsmitglied sowie drei begeisterte Angler. Sie selbst werden mit einem meiner beiden Klienten mit einer ganz legal gecharterten Maschine nach Havanna fliegen. Sobald Ihr Auftrag erledigt ist, können Sie auf Ihr Boot zurückkehren und Kuba verlassen.«

»Und was habe ich dann an Bord?«

Er beugte sich vor. »Sechzig Millionen amerikanische Dollar. Von denen Sie zwei behalten dürfen.«

»Fünf.«

Carlos sah mich an. »Das muss ich mit meinen Klienten besprechen.«

»Einverstanden. Und was erhält mein Bootsmann als Aufwandsentschädigung?«

»Das ist Ihre Sache«, sagte er. »Da Mr. Colby sein Leben nicht riskieren wird, muss er auch nicht mit allen Details vertraut sein.«

»Riskiert denn außer mir sonst noch jemand sein Leben?«

»Mehrere Personen, ja.«

»Sie auch?«

»Nein. Ich gelte auf Kuba als *Persona non grata*.«

»Aha.« Ich hatte mir damals im Militärkrankenhaus hoch und heilig geschworen, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Aber ...

Carlos sah auf seine Rolex. »Das sollte fürs Erste genügen. Meine Klienten hätten gerade Zeit für Sie, falls Sie sich entschließen, sie anzuhören.«

Die Einsatzbesprechung. Darüber musste ich nachdenken. Wenn ich mich früher freiwillig für eine gefährliche Mission gemeldet hatte, dann hatte ich das für mein Land getan. Jetzt tat ich es für Geld. Für eine Menge Geld. Und womöglich war es gar nicht so gefährlich, wie Carlos glaubte. Dieser Anwalt aus Miami hielt mit Sicherheit schon die nächtliche Autofahrt, die vor ihm lag, für gefährlich. Ich hatte da ganz andere Standards. Selbst jetzt, vier Jahre nach Afghanistan, gab es wohl nichts, mit dem ich nicht fertig wurde. Nun, wahrscheinlich hatte mich diese Einstellung überhaupt erst ins Krankenhaus gebracht.

»Wenn Sie wollen, können Sie heute Abend mit der Klientin sprechen, die mit Ihnen nach Havanna fliegen wird.«

Klientin?

»Ich sollte Ihnen wohl nicht verschweigen, dass wir noch weitere Kandidaten für diesen Auftrag in Betracht ziehen.«

»Nehmen Sie den, der am wenigsten verlangt«, sagte ich und stand auf. »Und übernehmen Sie die Rechnung, bitte.«

Carlos stand ebenfalls auf. »Meine beiden Klienten können in fünfzehn Minuten bei Ihrem Boot sein. Sie sollten sich ihr Angebot anhören.«

»Ich habe genug gehört.«

Er sah sehr enttäuscht aus. »Also gut, ich sage meinen Klienten Bescheid. Oder warten Sie ... Ich habe eine Idee. Sagen Sie es ihnen doch selbst. Ich möchte Ihr Boot für eine Fahrt in den Sonnenuntergang chartern. Wie viel verlangen Sie dafür?«

Carlos war clever. Oder zumindest hielt er sich dafür. »Adios«, hätte ich sagen sollen. »Machen Sie mir ein Angebot«, sagte ich stattdessen.

»Zweitausend.«

»Wie viele Passagiere?«

»Drei, mich eingeschlossen.«

»In einer halben Stunde bei meinem Boot. Was trinken Sie?«

»Cuba Libre.« Er grinste.

»Bis später. Geben Sie der Dame hinterm Tresen ein ordentliches Trinkgeld.«

Ich zwängte mich durch die laute Kneipe, winkte Amber zum Abschied zu und trat auf die Whitehead Street hinaus. Ganz in der Nähe stand das Schild, das den Beginn des U.S. Highway One markierte. Für mich das Ende einer langen Reise, die in Maine ihren Anfang genommen hatte. Solche und ähnlich tiefschürfende Gedanken machte ich mir für gewöhnlich, wenn ich ein paar Bier intus hatte. Jetzt fiel mir etwas anderes ein: Auch der einhundert Meilen lange Weg nach Havanna begann mit dem ersten Fehltritt.

4

Key West ist nur eine Meile breit und etwa vier Meilen lang. Man kommt überall zu Fuß oder mit dem Fahrrad hin – gesundheitsfördernde Fortbewegungsarten, besonders wenn man vorhat, sich zu betrinken. Ich war zu Fuß von meinem Bungalow zum Green Parrot gegangen, jetzt ging ich zur Marina hinüber. Eine angenehme Brise rauschte in den Palmen. Der Sonnenuntergang an einem so klaren Tag war auf jeden Fall zweitausend Dollar wert.

Ich hatte Jack aufgetragen, Klarschiff zu machen, falls Carlos das Boot in Augenschein nehmen wollte. Jetzt schrieb ich ihm eine SMS: *3 Gäste für Sonnenuntergangstour. Cuba Libre. Beeil dich.*

So oder so würde ich heute Abend zweitausend Dollar verdienen. Und außerdem: Was wollte ich mit zwei Millionen überhaupt anfangen?

Ich bog in die Duval Street ein. Die Hauptstraße beziehungsweise Partymeile von Key West besteht größtenteils aus Kneipen, Drag-queen-Shows, Souvenirläden und Designerhotels. Gegen das bunte Treiben wirkte der Mardi Gras nahezu züchtig. Das Fantasy Fest in der Woche vor Halloween war ein ganz besonderer Höhepunkt, da viele der anwesenden Ladys nichts als Farbe auf dem Körper trugen. Dieses Jahr würde ich es verpassen – falls ich mich entschloss, nach Kuba zu fahren.

Jack, der sich erst kürzlich ein Klapphandy angeschafft und das SMS-Schreiben gelernt hatte, antwortete: *Der Kubaner, den du im Parrot getroffen hast?*

Ja, schrieb ich. Und hör auf, deinem Käpt'n Fragen zu stellen.

Da ich vor meinen Gästen am Boot sein wollte, nahm ich mir ein Taxi zur Charter Boat Row.

Auf Key West leben etwa fünfundzwanzigtausend Menschen, Touristen nicht mitgerechnet. Trotzdem kommt einem die Stadt viel kleiner vor. Die Einheimischen kennen sich alle untereinander, daher kannte ich auch den Taxifahrer. Er hieß Dave Katz und war seinem Geschäft früher in New York nachgegangen. »Legst du heute noch ab?«, fragte er.

»Sonnenuntergangstour.«

»Schön. Wie läuft das Geschäft?«

»Allmählich besser.«

»Gut für dich«, sagte er. »Wenn sie Kuba aufmachen, sind wir alle am Arsch.«

»Wieso das?«

»Weil die Touristen dann direkt nach Havanna fliegen. Dann hält hier kein Kreuzfahrtschiff mehr.«

»Zwei Länder, ein Urlaub«, erinnerte ich ihn.

»Quatsch. Wir sind am Arsch.«

»Außerdem gibt's in Havanna kein Fantasy Fest«, gab ich zu bedenken.

Dave lachte. »Fünf Jahre, dann sieht Havanna wieder genauso aus wie vor Castro. Stripclubs, Casinos, minderjährige Prostituierte, Rum, Zigarren. Wie sollen wir da mithalten?«

»Keine Ahnung, Dave. Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.«

»Solltest du aber. Die Kubaner wissen, wie man Geld verdient. Sieh dir doch nur Miami an. Das gehört ihnen doch praktisch schon. Und sobald die Kommunisten weg sind, wird Havanna genau wie Miami. Nur billiger und mit Casinos. Wir sind am Arsch.«

Zum Glück dauerte die Fahrt zur Charter Boat Row nicht allzu lange. Ich gab Dave einen Zwanziger und einen guten Rat: »Kauf dir einen 56er Buick und zieh nach Havanna.«

»Das ist nicht lustig, Mac. Du wirst schon sehen, in Zukunft werden die Leute von Havanna aus zum Angeln fahren, und zwar für die Hälfte von dem, was du verlangst. Dann kannst du für die Kubaner Köder schnippeln.«

Wie es aussah, arbeitete ich bereits für die Kubaner. »*Adios, Amigo.*«

»Hör mir bloß auf damit.«

CHARTER BOAT ROW – HISTORISCHER PIER UND ANGELAUSFLÜGE stand auf einem Schild vor der Marina. KAPITÄNE MIT ERFAHRUNG. Damit war ich gemeint.

Auf dem Weg über den Pier grüßte ich mehrere Kapitäne und Bootsmänner mit und ohne Erfahrung, die gerade bei ihrem Feierabendbier saßen. Also würden sie wohl heute Abend nicht mehr rausfahren. Dennoch – bald lief das Geschäft wieder, so war es immer. Ich musste die nächste Rate für die Hypothek und die Kundendienstrechnung für den Schiffsmotor bezahlen. Vielleicht war es wirklich besser, in Havanna Köder zu schnippeln. Oder gleich nach Hause zurückzukehren.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, mit der *Maine* im September nach Portland zu fahren. Einfach, um zu sehen, ob diese Möglichkeit für mich überhaupt noch in Betracht kam. Inzwischen überlegte ich, zuerst meinen Vater anzurufen und mit ihm darüber zu reden, doch der war wie alle aus der Gegend recht wortkarg. Wenn ich gefallen wäre und er eine Todesanzeige für zwanzig Dollar pro Wort hätte aufgeben müssen, hätte er sich wohl in typischer Yankee-Bescheidenheit und der in Maine üblichen Zurückhaltung mit *Daniel MacCormick: tot* begnügt. Bei einem Minimum von sechs Worten hätte er wahrscheinlich noch *Gebrauchtwagen günstig abzugeben* hinzugefügt.

Gut, vielleicht ist das dem alten Herrn gegenüber etwas unfair. Als ich mich verpflichtete, war er sehr stolz auf mich, und vor meinem zweiten Einsatz in Afghanistan gab er mir den guten Rat: »Komm wieder zurück«. Was ich auch tat. Das schien ihn zu freuen, wenn

er sich auch ein paar Sorgen über meine körperlichen Verletzungen machte. Nicht über den posttraumatischen Stress natürlich. An so etwas glaubt er nicht. Er sagt immer, dass ihn Vietnam nicht im Geringsten verändert hätte. Leider, wie mir meine Mutter einmal gestand.

Apropos Krieg: Die MacCormicks haben seit ihrer Ankunft im frühen achtzehnten Jahrhundert für ihr Land gekämpft und Indianer, Franzosen, Briten, Konföderierte, Deutsche, Japaner und Kommunisten verschiedenster Couleur getötet – ohne Ansehen von Hautfarbe, Religion oder kultureller Zugehörigkeit. Mein älterer Bruder Web kämpfte im zweiten Irakkrieg, also ist meine Familie wohl auch für ein paar tote Araber verantwortlich. Ich selbst habe ein paar Afghanen beigesteuert. Aber wer meine Familie kennt oder meine Vorfahren kannte, würde uns wohl für anständige, friedliche Leutchen halten. Sind wir auch. Trotzdem haben wir stets unsere Pflicht gegenüber Gott und Vaterland erfüllt. Und das heißt eben, dass hin und wieder jemand ins Gras beißen muss.

Nachdem ich meinen ersten Taliban ins Jenseits geschickt hatte, bekam ich von meinen Kameraden ein T-Shirt geschenkt, auf dem »Der Pfad ins Paradies beginnt mit mir« stand. Ich habe es Jack überlassen. Er war richtig begeistert davon und hat es seiner sowieso schon sehr interessanten Sammlung hinzugefügt.

Mein Vater – Webster senior – ist ein Sonntagssegler und werktags Finanzberater. Er legt das Geld seiner Kunden so risikolos wie möglich an, sein eigenes hütet er wie seinen Augapfel. Es würde mir ja schon gefallen, mit ein paar Millionen auf dem Konto zu ihm raufzusegeln und ihm eine halbe Million hinzuwerfen, damit er sie für mich investiert. Meine Mutter June, geborene Bedell, unterrichtet die dritten Klassen an einer Privatgrundschule. Dabei kann sie Kinder nicht besonders leiden, ihre eigenen eingeschlossen. So gut wie jeder MacCormick oder Bedell hat einen Collegeabschluss. Mein Vater sagt immer, dass wir mehr Bildung genossen haben, als gut für uns ist. Da könnte was dran sein.

Wie viele Neuengländer ist mein Vater politisch gesehen sowohl fortschrittlich als auch konservativ. Es ist unsere feste Überzeugung, dass man denjenigen helfen muss, die weniger Glück im Leben haben. Aber kosten darf es natürlich nichts. Ich persönlich interessiere mich nicht für Politik, und mit der Yankee-Bescheidenheit kann ich auch nichts anfangen. Hätte ich, sagen wir, zwei Millionen auf dem Konto, würde ich eine Runde im Green Parrot schmeißen und danach mit Amber zu einem langen Segeltörn aufbrechen. Mein Finanzberater Jack Colby sagt immer: »Ich habe viel Geld für Alkohol und Frauen ausgegeben – und den Rest einfach verprasst.«

Wie man sieht, könnten Portland und Key West, obwohl durch einen Ozean und eine Schnellstraße verbunden, unterschiedlicher nicht sein. Und es ist ebenso offensichtlich, dass der Krieg mich – anders als meinen Vater – sehr wohl verändert hat. Aber die Menschheit ist eine friedensfischende Familie. Fürs Erste würde ich mir also anhören, was Carlos und seine Freunde übers Geldfischen zu sagen hatten. Das kostete nichts – im Gegenteil, ich wurde sogar dafür bezahlt.

5

Die *Maine* lag am Ende des Piers vor Anker. Die Bank und ich sind Eigentümer einer wunderschönen, zwölf Meter langen Wesmac Sport Fisherman, gebaut im Jahre 2001 von Farrin's Boatshop in Walpole, Maine. Der ursprüngliche Besitzer hat das Boot mit einer Beobachtungsplattform – einem sogenannten Tuna-Tower –, einem Kran, zwei Kampfstühlen und anderem teuren Männerspielzeug ausstatten lassen. Die *Maine* wird von einem Cat-Dieselmotor mit 800 PS angetrieben. Trotz des Tuna-Towers und des anderen Schnickschnacks macht sie etwa fünfundzwanzig Knoten, wodurch alle üblichen Angelreviere schnell zu erreichen sind.

Und sollte Kuba tatsächlich die Zukunft sein, könnte sie mich in weniger als fünf Stunden nach Havanna bringen und dabei hundertzehn Liter Diesel pro Stunde verbrauchen. Bis Cayo Guillermo würde sie etwa elfhundert Liter schlucken und dann noch einmal eine unbekannte Menge Treibstoff während des sechstägigen Angeltourniers. Ich würde vor der Rückfahrt also auf alle Fälle tanken müssen, aber nur gerade genug, um bis Key West zu kommen – die *Maine* musste schnell und wendig bleiben. Wie schwer waren sechzig Millionen Dollar überhaupt?

Und weshalb stellte ich überhaupt solche Berechnungen an? Weil ich der Meinung war, dass man zwei Millionen Dollar nicht ausschlagen sollte, ohne sich zuvor die Bedingungen anzuhören.

Ich ging an Bord. Weder Jack noch Rum noch Cola waren irgendwo zu sehen.

Kombüse und Plicht waren tiptopp. Ich nahm eine Wasserflasche aus dem Kühlschrank und benutzte die ebenfalls blitzsaubere und einer kubanischen Dame würdige Toilette. Man kann über Jack sagen, was man will, aber er besteht auf Sauberkeit und Ordnung. Wahrscheinlich eine alte Angewohnheit aus Militärzeiten.

Die *Maine* ist beinahe fünf Meter breit, sodass unter Deck Platz genug für zwei Luxuskabinen mit insgesamt vier Schlafplätzen ist. Das wusste Carlos, aber wusste er auch, dass es mit Vorräten für zehn Tage ziemlich eng werden würde? Kamen die sechzig Millionen Dollar in großen oder kleinen Scheinen? Wo sollte ich sie verstauen? Nun, wir würden eine Lösung finden. Andernfalls konnte ich guten Gewissens ablehnen und Carlos sagen, dass er ein größeres Boot brauchte.

Ich überprüfte die Elektronik in der Plicht. Vor etwa einem Jahr hatte ich mich schwer in Unkosten gestürzt und alles auf Vordermann gebracht. Um in diesem Geschäft wettbewerbsfähig zu bleiben, braucht man nur das Beste und Neueste, was Kartenplotter, Funk, Radar, Echolot und so weiter angeht. Die Kabine war zusätzlich mit einem Flachbildschirm, DVD-Player, Stereoanlage und vier neuen Lautsprechern ausgestattet. So einen Komfort besitze ich noch nicht mal in dem schäbigen Bungalow, in dem ich zur Miete wohne.

Ich habe das Boot – das ursprünglich *Idyll Hour* hieß – einem reichen Mann aus Long Island namens Ragnar Knutsen abgekauft. Irgendwann dämmerte Ragnar, dass eine Freizeitjacht nicht nur Freizeit bedeutet. Er fuhr mit vier Kumpels nach Key West zum Angeln, legte danach an der Schooner Wharf an und stellte ein ZUVERKAUFEN-Schild auf das Boot. Irgendjemand aus dem Parrot machte mich darauf aufmerksam. Ich sah es mir an und kaufte es Ragnar für dreihunderttausend ab, obwohl es ihn neu sicher das Doppelte gekostet hatte. Das erste Indiz dafür, dass ich dabei war, ein Fass ohne Boden zu erwerben. Aber darüber machte ich mir keine Illusionen, schließlich bin ich in Maine aufgewachsen.

Und ich war mir ebenso wie Ragnar Knutsen bewusst, dass die schönsten beiden Tage im Leben eines Mannes zum einen der ist, an denen er sich ein Boot kauft, zum anderen der, an dem er es verkauft. Ragnar verbarg seine Freude vor mir und erzählte mir stattdessen, dass er mir das Boot aus Dankbarkeit für meine Verdienste ums Vaterland praktisch schenkte.

Mein Vater war selbstverständlich der Meinung, dass ich im Begriff war, eine schlechte Investition zu tätigen und den falschen Beruf zu ergreifen. Und er warf mir vor, keine erwachsenen Entscheidungen zu treffen. Womit er in allen Punkten recht hatte.

Ich machte das Geschäft, das der Bank weitaus besser als meinem Vater gefiel, perfekt. Mit einem Eigenkapital von fünfzigtausend – meinem Entlassungsgeld sowie meinen gesamten Ersparnissen – konnte ich die Hypothek von einer Viertelmillion aufnehmen und das Boot auf *Maine* umtaufen. Mit etwas Glück bekam ich auch wieder zweihundertfünfzigtausend dafür. Damit konnte ich den Kredit zurückzahlen und wieder an der Wall Street arbeiten. Oder ich kehrte nach Hause zurück und lebte von meiner Versehrtenrente. Scheiße, es war noch nicht zu spät, um Finanzberater zu werden. Oder warum nicht gleich studieren und irgendeinen Abschluss machen? Um seine Zeit auf der Schulbank zu vergeuden, ist man nie zu alt. Wie bereits erwähnt war ich auf dem Bowdoin gewesen, dem ältesten College Maines und einem der ältesten des Landes. Zu meiner Zeit belegte es bei den Geisteswissenschaften im Hochschulranking den vierten Platz, und was das Saufen anging, lagen wir landesweit sogar an zweiter Stelle. Nur Dartmouth konnte uns schlagen. Keine Ahnung, wie. An mir lag's nicht.

Also kam auch eine Promotion infrage. Die Army – als kleine Entschuldigung dafür, dass mir eine Lenkrakete der Taliban beinahe die Eier weggeschossen hatte – würde sicher einen Teil der Kosten übernehmen.

Oder ... ich hörte mir an, was mir Carlos und seine Amigos

anzubieten hatten. Wie ich meinen Männern immer gesagt hatte: Irgendwo muss man sterben. Das konnte man auf Kuba genauso gut wie in Afghanistan. Auf jeden Fall besser, als hier im Margaritaville oder an der Wall Street oder in Portland zu versauern. So viele Möglichkeiten, und keine gefiel mir. Abgesehen von dieser Kubageschichte vielleicht. Am Ende war heute mein Glückstag. Oder auch nicht.

6

Jack stellte einen Einkaufswagen neben der *Maine* ab. »Sind die Bohnenfresser schon an Bord?«, rief er.

Nun, in diesem Fall wären sie jetzt wohl empört wieder abge-
rauscht. Jack Colby hält nichts von politischer Korrektheit, Kultur-
pluralismus, Gleichberechtigung oder sonst irgendwelchen liberalen
Trends. Gegen die Schwulen und Transsexuellen von Key West hat
er aber nichts. Sein Credo lautet: »Jeder will mal gevögelt werden.«

Jack und ich brachten den Inhalt des Einkaufswagens an Bord. Er
hatte zwei Flaschen geschmuggelten kubanischen Rum ergattert –
ein Liter Ron Caney und ein Liter Ron Santiago. Außerdem hatte er
Coca-Cola, Limetten, eine Tüte mit Eis sowie grauenhaften Knab-
berkram besorgt. Die *Maine* ist kein Partyboot, obwohl es im Laufe
der Jahre in dieser Hinsicht ein paar interessante Törns gab, darunter
auch mehrere Orgien, bei denen der Alkohol in Strömen floss. Der
Kapitän und sein Bootsmann dürfen selbstverständlich nicht trin-
ken, aber es spricht nichts gegen eine schnelle Nummer, wenn das
Boot vor Anker liegt. Ja, dieser Job hat auch seine Höhepunkte.

Wir verstaute alles unter Deck. Dann setzte sich Jack in einen
Kampfstuhl und zündete sich eine Zigarette an. »Was sind das für
Typen?«, fragte er.

Ich öffnete eine Coladose und setzte mich in den anderen Stuhl.
»Der Kerl, den ich im Parrot getroffen habe, heißt Carlos und ist
Anwalt in Miami. Von den anderen beiden Passagieren ist einer eine
Frau.«

»Warum wollte er dich wegen einer einfachen Charter im Parrot treffen?«

»Er wollte sich eben das berühmte Green Parrot ansehen.«

»Ach ja?« Jack zog an seiner Zigarette. Er arbeitete seit drei Jahren für mich. Inzwischen hatte er begriffen, dass er mehr Fragen stellte, als ich beantworten wollte. Trotzdem musste er von der Sache mit den Kubanern und dem Wettangeln wissen. Und diesem ominösen Auftrag.

Jack Colby war um die siebzig, groß, schlaksig und ziemlich gut in Form. Er hatte einen ewigen Dreitagebart und das lange, schütterere braune Haar nach hinten gekämmt. Seine Haut sah aus, als hätte man ihn etwas zu lange im Ofen gelassen. Jack trug stets Jeans und Turnschuhe, aber niemals Shorts oder Flipflops. Heute hatte er sich für sein »Ich töte Menschen«-T-Shirt entschieden.

»Wie wär's mal mit dem *Maine*-Shirt, das ich dir geschenkt habe?«, schlug ich vor.

»Ja, Sir.«

Er meinte weder »Ja« noch »Sir«, sondern »Leck mich am Arsch«. Manchmal sagte er »Captain« zu mir, doch ich glaube, das bezog sich auf meinen früheren Rang bei der Armee. Nicht, weil ich Inhaber eines Kapitänspatents war. In jedem Fall bedeutete es »Arschloch«.

Jack war als einfacher Soldat bei der Army gewesen. Egal, wie lange man sich verpflichtet, die militärische Hierarchie wird man sein Leben lang nicht los. »Per Kongressbeschluss bist du ein Offizier und Gentleman«, hatte mir Jack einmal gesagt. »Aber ein Arschloch bist du freiwillig.«

Beim Militär wird eine Verbrüderung zwischen Offizieren und Soldaten nicht gerne gesehen, und auch an diese Grundregel hält man sich ein Leben lang. Doch Jack und ich sind Kameraden, zusammengeschweißt durch den Kampfeinsatz, durch Schlamm und Blut. Wir gehen zwar nur selten einen heben, aber wir sind Freunde.

»Wie viel hast du ihnen abgeknöpft?«, fragte Jack.

»Zweitausend.«

»Nicht schlecht.«

»Wir machen halbe-halbe.«

»Danke. Hoffentlich sieht die kubanische Schlampe einigermaßen aus.«

»Sie ist eine kubanoamerikanische Lady, und was interessiert dich das überhaupt? Du bist so alt, dass sich bei dir nur noch die Arterien verhärten.«

Jack lachte. »Ach ja? Und du warst zu lange mit deinen schwulen Kameraden im Bunker.«

Jack hat einen schlechten Einfluss auf mich. In seiner Gegenwart fluche ich öfter als sonst, und ich imitiere sogar seinen schnippischen Tonfall. Das darf ich mir nicht angewöhnen. Ich habe auch so schon genug Probleme.

Als Jack, damals noch auf Jobsuche, zum ersten Mal an Bord der *Maine* kam, trug er ein T-Shirt mit der Aufschrift »Verwundeter Veteran – Mit Vorsicht zu genießen«. Er sagte, er hätte gehört, dass ich bei der Army gewesen war. Deshalb hatte er als Referenz seinen DD-214 – den Entlassungsschein – mitgebracht, den er so sorgfältig in einer Plastikhülle verwahrte, als handelte es sich um ein wichtiges Dokument. Dabei standen auf dem Papier nur eine Menge militärischer Abkürzungen in kleinen Kästchen. Kästchen 13a verriet mir, dass man ihn 1969 ehrenhaft entlassen hatte, einem anderen Kästchen zufolge war er ein Jahr lang im Kampfeinsatz gewesen. Zu seinen Auszeichnungen gehörten die Vietnam Service Medal, die Combat Infantry Badge, der Bronze Star und ein Purple Heart. Wenn ich mich recht erinnerte, kam er aus Paterson in New Jersey und war am Ende in Fort Benning in Georgia stationiert gewesen. Jacks Personenkennziffer begann mit einem »RA« für »Reguläre Armee«, was bedeutete, dass er sich für drei Jahre Infanterie verpflichtet hatte. Als Zivilberuf war »keiner« aufgeführt. Genau wie bei mir. Er war bis zum Private First Class aufgestiegen – nicht viel nach drei

Jahren Dienstzeit und einem Einsatz in Vietnam. Das ließ darauf schließen, dass er bei irgendeinem krummen Ding erwischt worden war oder generell ein Problem mit Autoritäten hatte. Oder beides. Wie dem auch sei, man hatte ihm für seine Tapferkeit den Bronze Star und ein Purple Heart verliehen, und das war für mich Einstellungsgrund genug.

Bei seiner Suche nach Vollidioten, die ihn nach Kuba begleiten würden, hatte Carlos sicher herausgefunden, dass Jack beim Militär gewesen war. Aber war Jack im Herbst seines Lebens noch bereit für ein solches Abenteuer? Carlos zufolge war Jacks Leben nicht in Gefahr. Für das Angeltourier galt das bestimmt. Aber anschließend, wenn wir mit sechzig Millionen an Bord vor kubanischen Kriegsschiffen fliehen mussten? Vorausgesetzt, wir kamen überhaupt so weit?

Nun, bald würde ich hören, was Carlos und seine Klienten zu sagen hatten. Im Berechnen von Überlebenschancen jedenfalls war ich Experte. Eine alte Faustregel besagt: Alles über fünfzig Prozent ist zu schön, um wahr zu sein. Ein wichtiger Hinweis auf die Gefährlichkeit dieses Auftrags war das Geld. Sie boten mir sicherlich keine zwei Millionen dafür, dass ich mit einem Scheck über sechzig Millionen in die Bank of Cuba marschierte und das Geld einfach abholte.

»Woran denkst du, Captain?«

»An das kubanische Tauwetter.«

»Das sind alles beschissene Kommunisten.« Er zitierte einen weiteren T-Shirt-Spruch: »Ich töte Kommunisten für Jesus.«

»Warst du schon mal auf Kuba?«

»In dem Drecksloch? Sicher nicht.«

»Könnte ganz interessant werden.«

»Ach ja? Vietnam war auch interessant.« Dann fiel ihm etwas ein. »Hey, ich habe auf der Duval ein tolles T-Shirt gesehen.« Er grinste. »Guantanamo – Sonne satt und Waterboarding gratis.« Er lachte.

Jacks Leben schien sich zunehmend um seine T-Shirts zu drehen. Klar, wenn man kein Auto hat, das man mit Aufklebern zukleistern kann. Vielleicht hatte er auch herausgefunden, dass die Erleuchtung in einem Haufen lustiger T-Shirt-Sprüche bestand.

Jack war in Columbus, Georgia, hängen geblieben, hatte er erzählt. Einer Frau wegen, deren Mann in Vietnam gefallen war. Sie hatten geheiratet und sich anscheinend wieder getrennt. Von einer Scheidung hatte er mir allerdings nie etwas erzählt. Vielleicht war sie gestorben.

Und was mich angeht: Ich war mal mit Maggie Flemming aus Portland verlobt gewesen. Wir wuchsen zusammen auf und hatten uns dann aus den Augen verloren, bis ich sie während eines Heimaturlaubs wiedersah. Ich mochte sie, aber noch wichtiger war, dass meine Mutter ihre Familie mochte.

In aller Kürze: Die beiden Auslandseinsätze und die Tatsache, dass ich ständig weit weg von ihr auf irgendwelchen Militärbasen stationiert war, dann die Krankenhausaufenthalte und die Reha, das alles hatte die Beziehung nicht verkräftet. Außerdem war ich damals psychisch nicht ganz auf der Höhe, und wenn man verrückt im Kopf ist, stellt man verrückte Dinge an. Also zog ich nach Key West, wo das nicht so auffällt. Meine Mutter war natürlich schwer enttäuscht, dass ich die Verlobung auflöste. Mein Vater hatte keine Meinung dazu. Und beide dachten, ich würde in Key West Urlaub machen.

Portland ist eine nette Stadt mit etwa fünfundsechzigtausend Einwohnern und einem historischen Stadtzentrum, seit Kurzem bei den Touristen wieder angesagt. Mit den vielen neu eröffneten Luxusrestaurants und Bars erinnert es mich ein bisschen an Key West. Wahrscheinlich, weil Portland auch eine Hafenstadt ist. Obwohl dort niemand nackt schwimmen geht. Besonders nicht im Winter. Unser Familiensitz, ein großer viktorianischer Kasten, wurde zwar nicht von Gespenstern, aber von Erinnerungen heimgesucht. Dennoch war Portland ein schöner Ort, um aufzuwachsen, und es ist ein

schöner Ort, um alt zu werden. Nur die Zeit dazwischen stellt für manche eine Herausforderung dar.

Wenn ich jetzt das große Geld machte, konnte ich es vielleicht noch einmal mit Portland versuchen. Maggie war inzwischen verheiratet, meine Eltern hatten immer noch nicht alle Tassen im Schrank, und mein Bruder war nach Boston gezogen. Ich sah mich schon am Fenster eines dieser alten Kapitänshäuser stehen und aufs Meer hinausblicken ... irgendwie vermisste ich die Winterstürme dann doch.

Ich trank meine Coke aus, stand auf und sah mich auf dem lang gestreckten Pier um. Von meinen Gästen keine Spur. Anscheinend hatten sie sich beratschlagt und waren zu dem Schluss gekommen, dass Käpt'n MacCormick doch nicht der richtige Mann war. Das wäre eine große Erleichterung für mich. Oder eine Enttäuschung, falls dies das einzige Zwei-Millionen-Dollar-Angebot in dieser Woche blieb.

»Wo stecken die Bohnenfresser?«, fragte Jack.

»Jack, ich glaube, man bezeichnet nur Mexikaner als Bohnenfresser.«

»Die sind doch alle gleich. Immer nur *mañana, mañana*.«

»Hier ist niemand besonders pünktlich. Du auch nicht, *gringo*.«

Er lachte.

Ich glaube, Jacks Vorurteile sind eine Generationensache. Manchmal erinnert er mich an meinen Vater, und der ist mehr oder weniger in einem anderen Land als ich aufgewachsen. Jack Colbys und Webster MacCormicks Scheißkrieg hat ihnen einen anderen Dachschaden verpasst als mein Scheißkrieg mir. Beide machen auf mich den Eindruck, dass sie lieber wieder in jenes andere Land zurückkehren würden. Meine Generation dagegen hat wenig Grund, die Vergangenheit nostalgisch zu verklären: Sie war schon beschissen, als wir auf die Welt kamen. »Wer sich an die Vergangenheit erinnert, dem geht's um die Gegenwart«, hat mein Vater in einem seltenen philosophischen Moment einmal zu mir gesagt.

Und was die Zukunft anging – die sah auch nicht so rosig aus. Das konnte sich durch zwei Millionen natürlich schnell ändern.

Endlich betraten meine Passagiere den Pier: Carlos, ein älterer Mann und eine junge Frau. »Unsere Gäste sind da.«

Jack wirbelte im Stuhl herum. »Hey! Die sieht ja wirklich nicht schlecht aus.«

»Guck lieber *mich* an – und hör mir vor allem zu.«

Er wandte sich mir zu. »Was denn?«

»Carlos, der Anwalt, hat mir dreißigtausend geboten. Er will die *Maine* für das Pescando Por la Paz chartern.«

»Ach ja? Dann fahren wir also nach Kuba?«

»Ich habe noch nicht zugesagt.«

»Warum nicht?«

»Ich wollte erst dich fragen.«

»Ich bin dabei.«

»Ich gebe dir das Kommando über die *Maine*.«

»Mir?«

»Ganz genau. Die erste Nacht verbringt ihr in Havanna, dann fahrt ihr zum Wettangeln vor Cayo Guillermo und anschließend wieder nach Hause. Du und drei Angler und ...«

»Die drei?«

»Halt den Mund und hör zu. Du bekommst einen Bootsmann gestellt. Das Turnier dauert zehn Tage. Wir machen halbe-halbe.«

»Ach ja? Geht klar. Aber wieso kommst du nicht mit?«

»Ich fliege nach Havanna. Wir treffen uns später, wahrscheinlich auf Cayo Guillermo.«

»Warum?«

»Weil ich in Havanna was erledigen muss.«

»Was denn?«

»Das willst du nicht wissen. Aber wir fahren auf jeden Fall gemeinsam zurück nach Key West.«

Jack starrte mich an. »Hast du deinen Verstand verloren?«